

Beitrag von Thomas Gutknecht: „Aufmerksamkeit – Wahrnehmung – Intuition. Eine philosophische Wiedergutmachung in praktischer Absicht.“

GWS – Tagung am 27. und 28. Februar 2003

„Für wahr nehmen“ – Strömungen in der Gegenwart und Möglichkeiten in der Zukunft wahrnehmen.

Der Ihnen vorliegende kleine Ankündigungstext hat die Eigenart so mancher Kurztexte. Er stellt womöglich eher die Grundideen, um die es gehen soll, als dass er Ihnen ein Gefühl für das vermitteln kann, worum es dem Referenten tatsächlich zu tun ist, d.h. wie ich meine Aufgabe verstehe. Was Sie bislang vor sich haben sind Bruchstücke wiederum nur eines Fragmentes aus dem Briefwechsel mit Herrn Dr. Klöcker zu Überlegungen, die wir in der Vorbereitung des Forums angestellt hatten. Ich werde mich hüten, Papier geduldig zu nennen und mich damit einfach über den Ausschreibungstext hinweg zu setzen. Aber ich will Ihnen vorab und – den knappen Text erläuternd – deutlicher machen, worüber nachzudenken ich Sie einlade und was Sie in diesem Workshop mit meinem vorausgeschickten Referat als Grundlage eines Gesprächs erwartet.

Lassen Sie mich dazu etwas weiter ausholen. Max Scheler spricht in seiner Schrift „Die Stellung des Menschen im Kosmos“ davon, dass wir heute beim Stichwort „Mensch“ in der Regel an drei kaum vereinbare Ideenkreise denken. Der Gedankenkreis der jüdisch-christlichen Tradition versteht den Menschen in seinem Bezug zum Göttlichen. Die Sonderstellung des Menschen gründe darin, dass er Gottes Ebenbild bzw. Adressat von Gottes Heilshandeln ist. Ein zweiter Gedankenkreis wurde in der Antike konzipiert. Er begründet die philosophische Tradition, in der sich das Selbstbewusstsein des Menschen spiegelt, wonach er seine Sonderstellung kraft seines Vernunftbesitzes innehat. Mit dieser Vernunft, die sich anfänglich im Abstand vom Leibgeschehen realisiert, verbinde sich der Anspruch der Wahrheits-Erkennntnis und das „Was“ der Dinge zu erfassen. Wahrnehmung vollendet sich dabei allerdings in einer *Vernunft*erkenntnis, einer theoretischen Funktion, die das Ästhetische degradiert. Hier tritt schließlich das personale Selbst gar in Opposition zur Natur. Denn das Bewusstsein ist nicht Natur, sondern ist Verfügung über Natur. Oder anders: der Mensch *ist* nicht Natur, sondern *hat* eine (menschliche) Natur. In einer Art Reduktionsanthropologie galt dann lange das als menschlich, was den Menschen spezifisch vom Nichtmenschlichen unterschied. Der dritte Ideenkreis schließlich versteht den Menschen, auch in seiner Vernunft und Religion, funktionalistisch interpretiert, ganz aus der Einheit mit der sich entwickelnden Natur, als spätes Ergebnis der Entwicklung des Erdplaneten. Im Rahmen der Evolution hat der Mensch allenfalls eine relative Sonderstellung. Er weiß die Natur als Natur, aber auf Kosten eines Bruches. Den Bruch bildet aber nicht die Differenz von Freiheit und Natur, sondern von Leib und Bewusstseinsfunktionen. Die Vernunft ist im Leib, das Bewusstsein eigentlich nur der Affe von Vernünftigkeit. Mit Hilfe rationaler Konzepte kompensiert homo sapiens den Mangel, der Einheit mit sich in der Einheit mit der Natur verlustig gegangen zu sein. Die Tendenz dieser naturalistischen Auffassung geht zwangsläufig in Richtung eines Kulturpessimismus. Für uns von Gewicht ist, dass im Horizont der Naturwissenschaften die geistigen Aktivitäten des Menschen zurückgeführt werden auf ihre Lebensdienlichkeit (wiederum ein „Reduktionismus“).

Max Scheler fasst schließlich zusammen: „So besitzen wir denn eine naturwissenschaftliche, eine philosophische und eine theologische Anthropologie, die sich nicht umeinander kümmern“, und er bedauert: „(E)ine einheitliche Idee vom Menschen aber besitzen wir nicht.“ Scheler „Lösung“ kann hier nicht weiter verfolgt werden. Im Folgenden beziehe ich mich in einer Art „philosophischer Hinführung“ auf die eigenständige Korrektur innerhalb des Verstehenshorizonts, der den Menschen im Sinne des zweiten Ideenkreises als „animal rationale“ sieht.

Immerhin soll dieser Hinweis auch angedeutet haben, dass das Thema aus den zwei anderen genannten Perspektiven fruchtbar entfaltet werden könnte. Die Triade Aufmerksamkeit – Wahrnehmung – Intuition führt uns in den hier unterschiedenen Anthropologien zu jeweils strukturanalogen Ternaren. Im ersten Ideenkreis, dem theologalen Bereich etwa, bedeutet Aufmerksamkeit „Gebet der Seele“ (ein Ausdruck von Simone Weil), für „Anerkennung“ steht „Gehorsam“, für „Wahrnehmung“ „Glaube“ und schließlich für „Intuition“ „Erleuchtung“. Im dritten Ideenkreis wiederum bildet sich Aufmerksamkeit der theoretischen Vorgabe entsprechend dahin um, dass gerade nicht Wachheit und ein intensiverer und extensiverer Grad von Bewusstheit gemeint ist, sondern eher volle leibliche bzw. *sinnliche* Präsenz. Wahrnehmung bedeutet hier hauptsächlich Anpassungsfähigkeit mit Aussicht auf Lebenssteigerung, Intuition aber wäre gleichsam der Vollzug der Identität. In beide damit nur genannten Richtungen treibe ich die Überlegungen hier aber nicht weiter. Ich beschränke mich auf das dann immer noch allzu weite Feld der traditionellen Philosophie. Ich werde daher auch nichts sagen zu Dingen wie der Physiologie der Konzentration in der Aufmerksamkeit, nichts beitragen zur Biologie der Wahrnehmung oder zu einer naturwissenschaftlich fundierten Psychologie der Intuition.

Meine „philosophische“ Hinführung will zuerst an die gegenwärtige Rehabilitierung des Leiblichen innerhalb der philosophischen Tradition erinnern. Dabei verweise ich auf ein Kapitel Selbstkritik der Vernunft. Nach der Rehabilitierung der Sinne gerade im Blick auf „den“ Sinn bleibt mir dann nur eine Art erster oder auch primitiver Phänomenologie des menschlichen Wirklichkeitsbezugs. Mein Plädoyer gilt der Aufwertung *aller* Sinne, die in unserer Tradition leider weit hinter dem als am ehesten geistig verstandenen Seh-Sinn (mit seiner Nähe zum Theoretischen) rangieren. Vielleicht wird erst damit die erste Frage verständlich, die in dem kurzen Ausschreibungs-Text so formuliert worden war: „Wie kann sich etwas anfänglich und von sich her zeigen?“ Gemeint ist damit ein Mehrfaches, z.B. dass das Aufmerken gerade vor aller Konzeptualisierung geschehen könnte. Nur dann ist vielleicht sogar konzeptfreies Wahrnehmen möglich, während konzeptuelles Wahrnehmen in den gewohnten Bahnen Aufmerksamkeit meistens gerade erspart. Meine hauptsächliche Stoßrichtung geht, zumal nach der Rekonstruktion der Bedeutung der Sinne für jeglichen Sinn und der Rehabilitierung der Sinnlichkeit in Richtung einer Aufwertung aller Sinne, der vier äußeren neben dem Sehsinn, aber auch der „inneren“ Sinne.

Die abendländische Tradition ist zu sehr auf den Vorrang des Sehsinnes festgelegt. Schon das Wort „sich zeigen“ oder „Zeichen“ interpretieren wir als optisches Signal, adressiert an den Gesichtssinn. Ursprünglich erfassen wir für wahr nehmend die Wirklichkeit, und zwar nicht nur die Natur, sondern gerade auch das Soziale, mit allen Sinnen. Ich vertrete nun die These, dass jedem einzelnen äußeren, u.U. sogar „inneren“ Sinnesvermögen ein eigentümliches Weltverhältnis entspricht. Dass der Mensch darüber hinaus die Gestalten seiner Weltverhältnisse auch noch zur Einheit bringen kann, muss gerade nicht mit der Privilegierung nur eines Sinnes – in unserer Tradition, wie gesagt, des Gesichtssinnes – verbunden sein.

Aufmerksamkeit legt sich in diesem Zusammenhang auch in drei Zeitbezüge auseinander: Achtsamkeit im Jetzt, Merken im Kontext des Gewesenen, Ahnung in der Aufmerksamkeit für die Möglichkeiten und das Kommende. Auf dieser Spur möchte ich die Aufmerksamkeit als Phänomen im Gegenwärtigen, Wahrnehmung als Phänomen des „Haltens“ durch die Zeit (Dauer), was die Einheit aller Zeitdimensionen voraussetzt, sich aber als „Vergangenheit“ manifestiert, und Intuition als Phänomen des Zeitüberstiegs ansprechen. Ich vermeide hier den sich nahe legenden Ausdruck Zukunft sowohl im Sinn von Prophetie, von Prognose oder auch von „Utopie nach vorwärts“, denn der Eindruck, dass Intuition mit Künftigem verbunden ist, verdankt sich wohl der besonderen Schnelligkeit, die dem Intuitiven einen zeitlichen Vor-sprung sichert.

Wenn das Sehen nicht mehr fraglos für die einzige anerkannte Metapher unserer Geistigkeit gehalten wird, kann man verstehen, was Kant im Sinn hatte, wenn er auf die Kritik der theoretischen und praktischen Vernunft auch noch eine Kritik der Urteilskraft folgen ließ, die zwar allgemein vom Ästhetischen ausgeht, (Aisthesis meint zunächst Wahrnehmung, und zwar sinnliche...), die dann aber in besonderer Weise Urteilsfähigkeit in Bezug auf Qualitäten mit dem Geschmacksinn verbindet. An dieser Stelle möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass Sapientia = Weisheit von sapere = schmecken, riechen abgeleitet ist. Wenn Weisheit die Sinnebene des Wissens meint, dann kommt dem „Abschmecken“ in diesem Sinn fundamentale Bedeutung zu.

Schließlich hatte ich im erwähnten Briefwechsel mit Herrn Dr. Klöcker noch darauf hingewiesen, dass sich bezüglich der schlechten Presse, die die Intuition in der philosophischen Tradition hat, fragen ließe, ob nicht doch denkerische Rationalität und eher leibgebunden-emotionale Intuition in der höheren Vernunft zusammenfinden können.

Solche Überlegungen also waren es unter anderem, die zu den etwas hölzern anmutenden Hinweisen auf dem GWS-Flyer führten. Eine persönliche Bemerkung noch zu dieser Hinführung bzw. zur Erläuterung meines Themas. Für mich bedeutet die Anerkennung der Sinnlichkeit des Menschen keinen Widerspruch zu einem Programm, das ganz am Logoshaften orientiert ist und auf Bewusstheit hinarbeitet. Sonst könnte mein Institut nicht den Namen Logos-Institut tragen. Allerdings bleibt es geradezu ein Glaubensgrundsatz, nicht wie Nietzsche dabei stehen zu bleiben, dass die Vernunft ein Organ des Leibes ist, so vieles auch für die psychologistische Philosophie Nietzsches spricht. Sein Verdienst ist eine Rehabilitierung oder besser Nobilitierung der Sinne. Aber Wahrnehmung ist schließlich nur menschliche Wahrnehmung als Bewusstwerdung. Wahrheit ist zuletzt Erkenntnis des Wirklichen und nicht bloß Funktion des Strebens und Fühlens. Alle drei Momente des geistigen Fähigkeitenzusammenhangs sind gleichwertig (in ihrer „Taxis“, d.h. Ordnung) zu betrachten. (Hierzu eine mündl. Erläuterung).

Aus dem bereits Gesagten ergibt sich in etwa folgende Struktur meines Referates:

1. *Selbstbeschränkung der Vernunft nach der Katastrophe der Aufklärung*
2. *Die Rehabilitierung der Sinne in der heutigen Philosophie*
3. *Auf der Suche nach der kulturellen Bedeutung der Sinne*
4. *Konkretisierungen am Beispiel von Hören und Sehen*
5. *Sinnlichkeit als Aufmerksamkeit*
6. *Wahrnehmung als Treue zur Sinnlichkeit*
7. *Intuition als Bewahrheitung der Treue zur Wahrnehmung*

Abendländische Philosophie ist ursprünglich ganz orientiert am Logos. Logos ist ein nicht wirklich übersetzbares Wort; es meint in etwa Sprache und Gesprochenes, Denken und Gedachtes, aber vor allem SINN. Im Lateinischen wird Logos mit Ratio übersetzt. Im Deutschen mit Vernunft. Logos, so die Griechen, durchwaltet die Welt, und im Menschen ist es der Logos, der die vernünftige Struktur der Wirklichkeit erkennt. So weit sich der Mensch, so die philosophische Intention, an den Logos hält, kann er sich zu immer weitergehender Autonomie befreien bzw. emporheben.

Vielleicht erläutern zwei berühmte Worte von Heraklit, was Logos meint. Das eine handelt von der Weisheit. Weise sei nicht die polymathia, also die Vielwisserei, sondern das Wissen um das eine, was Not tut, das Wissen vom Logos, also das Erfassen des Sinns. Und vielleicht noch deutlicher: Schlafend, sagt Heraklit, lebt jeder Mensch in einer eigenen Welt, im Logos verbunden aber stiften sie alle miteinander (*eine* Sprache sprechend = Vernunft) eine gemeinsame Welt.

Die Lebensorientierung durch Vernunft war das Projekt der abendländischen Philosophie. Aber gerade in dem sie immer praktischer wurde und damit zwangsläufig in ihrem instrumentellen Charakter in Erscheinung trat, kam die Vernunft in eine welthistorische Krise. Auf dem Höhepunkt des Rationalismus und Idealismus kommt es zu einem Umschlag und zu einem antirationalen Affekt. Die bis dahin nur selten erklingenden Stimmen vernunftkritischen Stimmen wurden unüberhörbar. Es etablierte sich der Voluntarismus, der Irrationalismus und Naturalismus. In der Verhöhnung der Vernunft rächte sich nun die vormalige Gleichsetzung der Vernunft mit dem Guten. Vernunftkritik ist heute als literarische Erscheinung allgegenwärtig und für viele in ihrem Lebensgefühl habituell geworden. Die Kritik derer, die nicht mehr mithalten, die die nötige Selbstdisziplin nicht erbringen, die aus der Rationalisierung des Daseins herausfallen oder auch nur das Unbehagen in der Kultur empfinden, schlägt um in die Verteufelung der Vernunft, die doch über 2000 Jahre lang der oberste Wert europäischer Zivilisation war.

Folgend orientiere ich mich vor allem an den Arbeiten von H. und G. Böhme! Anlass der Vernunftfeindlichkeit war die eigentlich so erfolgreiche praktische Realisierung von Vernunft, die aber eben doch nur halbe Vernunft war: Rationalisierung, Modernisierung, Zivilisierung – Momente des Fortschritts. Rationalisierung, Modernisierung, Zivilisierung bedienen sich der strategischen und instrumentellen Vernunft. Diese führt zu Gesetzmäßigkeit, Einheit, Universalität, Selbstbeherrschung. Das wiederum äußert sich als Verrechtlichung des gesellschaftlichen Lebens, als ökonomisch und politisch unausweichliche Systemeinheit, als universelle Durchsetzung von Technologien, als Humanisierung der Natur unter dem Motto „Wir schreiben der Natur die Gesetze vor“, als Ausbürgerung von Affekten und als fast vollständige Dressur des Körpers. Da die Vernunft ein derart fratzenhaftes Aussehen annahm, schien die Rettung aus dem Anderen der Vernunft zu kommen.

(Heute scheint es eine unzulässige Zumutung und Dummheit, vernünftig sein zu sollen und zu wollen ...)

Doch weder das Verschwinden kultureller Vielfalt noch die Verspannung des leidenden Körpers ist schon ein Argument gegen Vernunft. Aber vor allem: Der Widerstand des Anderen wird Kritik erst als Selbstkritik der Vernunft. Selbstkritik der Vernunft kann aber nur heißen: Achtsamkeit darauf, dass unter Vernunft wirklich nur das Ganze ihrer selbst verstanden wird.

Lange galt die Formel: Je vernünftiger, desto mehr Mensch. In dieser anthropologischen Entscheidung war mitgedacht, dass der Einzelne nicht schon von Geburt vernünftig ist, sondern vernunftbegabt bzw. vernunftfähig. Der Mensch wird Mensch, indem er von der Vernunft Gebrauch macht, sie wirksam werden lässt als bestimmende Instanz. Weniger deutlich wurde, dass es sich überhaupt um eine Entscheidung handelt und unterschlagen wird, dass es auch gattungsgeschichtlich ein Projekt ist, je vernünftig vernünftig zu sein. Der vernünftige Umgang mit dem, woran sich Vernunft zu bewähren hat, versteht sich nicht von selbst, so wie man leider selten aus Vernunft zur Vernunft kommt. Unterschlagen blieb jedenfalls, dass die Selbststilisierung im Abendland doch nur eine unter anderen möglichen ist, dass der Mensch qua homo sapiens, im Spektrum seiner Möglichkeiten eine Auswahl zu treffen und hier auch getroffen hat. Der „vernünftige Mensch“: das ist nicht der buddhistische Mönch, und auch der homerische Mensch

war es nicht; und der heutige Mensch will es in der Regel, trotz oder wegen der Durchsetzung von Rationalität in den Verhältnissen, meist auch nicht mehr sein.

Vernünftig zu sein bedeutet gegenwärtig vor allem eine bestimmte Organisation des Menschen im Verhältnis zum Leib, zu den Gefühlen und Begierden, zur äußeren Welt. Vernünftigkeit wird bisweilen identifiziert mit Bewusstsein. Die menschliche Vernunft äußert sich vornehmlich in der Rationalisierung der Lebensbedingungen, der Verwissenschaftlichung der Alltagswelt, der Durchstaatlichung des sozialen Lebens - und da bleibt offenbar etwas auf der Strecke. In einseitigem halbem Vernunftgebrauch wird Unvernunft mitproduziert und evoziert.

Besonders bei Psychologen kann man große Vorbehalte gegen das ursprüngliche philosophische Vernunftprogramm feststellen. Seit Freud erscheint ein Großteil dessen, was sich Philosophie nennt, als naiv. Es ist seitdem keine Bewusstseinsphilosophie mehr sinnvoll, die nicht zugleich eine Philosophie des Unbewussten ist; es kann keine Bestimmung von Rationalität mehr als adäquat akzeptiert werden, die Rationalität nur immanent bestimmt und nicht auch in ihren praktischen Konsequenzen am Außerrationalen.

Doch sollte man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. Wenn man unterstellt, dass alle Wirklichkeit von einer rationalen Struktur getragen ist, was ich mit allen Philosophen sage, die dem objektiven Idealismus zuzurechnen sind, dann kann das zu unseren vermeintlich vernünftigen Absichten Widerständige nicht gar so a-rational sein, sondern ist ganz im Gegenteil ein Korrektiv zur menschlichen Interpretation des Vernünftigen. Es ist also überaus vernünftig, darauf Acht zu geben und aufmerksam zu sein, was sich als vernunftfeindlich gibt oder außerrational erscheint.

Um es kurz zu machen: Die zu eng gefasste Selbstbestimmung der Vernunft der Aufklärer ließ ihr Verhältnis zu dem Anderen, was nicht in diesem Sinn als Vernunft galt, im Dunklen. Und auch was Vernunft ist, bleibt solange undeutlich, als nicht ihr Ganzes bedacht wird. Denn Vernunft kann sich über sich selbst täuschen, sich in unzulänglicher Weise für das Ganze nehmen (Hegel) oder sich anmaßen, beschränkt das Ganze zu umfassen.

Freud oder auch Nietzsche lehrten, dass Vernunft ohne ihr Anderes nicht möglich ist und dass sie - funktional gesehen - durch dieses Andere nötig wird. Aber was wäre dann dieses Andere? Vernünftig sein heißt, dem Realitätsprinzip folgen und: Abstand nehmen, sich zurückhalten, sich nicht unmittelbar betreffen lassen, nüchtern feststellen, wie die Verhältnisse sind. Aber: Was ist die ganze Realität? Und ist ihre Struktur wie behauptet und geglaubt rational? Welche Argumente sprechen dafür?

Nötig ist eine Antwort, weil der Mensch sich gegenüber „Mächten“, die ihn ergreifen, stabilisieren muss, weil er als bedürftiges Wesen auf die Realität angewiesen ist, weil er seinen Begierden folgend, sich selbst in Gefahr bringen kann. Vernünftig sein heißt auch, sich auf die gesellschaftliche Realität einstellen: nicht alles sagen, was einem einfällt, und so reden, wie es sich gehört. Vernünftig sein heißt, sich einem Diskursprinzip unterwerfen, das einen Schnitt in die möglichen Redeformen bringt, einige als wahre, richtige, schickliche zulässt, andere als falsch, unlogisch, unschicklich abweist (Foucault). Vernünftig sein heißt, von sich Rechenschaft und Begründung zu verlangen für das, was man will, fordert, begehrt.

Aber in dieser reflexiven Absetzung müsste das Andere zum Reflexiven und zum Denken anerkannt sein: Wille, Forderung, Begehren. Vernünftig sein stellt ein Projekt der Disziplin dar. Vernunft ermöglicht nicht nur Beherrschung und Kontrolle, sondern ist selbst schon Beherrschung und

Kontrolle. Das Kontrollierte ist inhaltlich die eigene wie die „fremde“ Natur, der menschliche Leib, die Phantasie, das Begehren, die Gefühle. All dieses wurde als unvernünftig oder vernunftlos denunziert.

In einer Welt aus Tatsachen werden Bedeutungen zum Aberglauben, Träume zu irrelevanten Phantasien, leibliche Regungen zu Grillen. Dieses Andere, das die neuzeitliche Vernunft nicht umschließt, verkommt zu einem diffusen, unheimlichen und bedrohlichen Bereich. Über die Grenzen der Vernunft hinaus ist Orientierung nicht mehr möglich, jenseits wird Kultur nicht mehr ausgebildet. In dieser Dialektik von Aneignung und Verdrängung vollzog sich die neuzeitliche Definition von Wirklichkeit. Wenn Hegel schließlich das Wirkliche mit dem Vernünftigen identifizierte, so verdrängte er noch die Verdrängung und unterschlug den Projektcharakter der Vernunft. Für Kant noch war klar, was die Aufklärung zum Kampf gemacht hatte, dass die Bestimmung von Wirklichkeit die Abgrenzung des Nicht-Wirklichen vom Wirklichen war. In der Abwehr noch wurde das Nicht-Wirkliche respektiert: die Selbsttätigkeit der Natur, Träume und Anwandlungen, der Teufel und schließlich gar Gott (in heuristischer Absicht) wurden zum Nicht-Wirklichen gemacht, weil sie die Selbständigkeit des Subjektes bedrohten. Die Kriterien für Wirklichkeit: Einheit, Gesetzmäßigkeit, Zusammenhang dienten zugleich der Abwehr des Anderen, das als bloße Einbildung verworfen wurde. Descartes' Programm, sich zum Herrn und Meister der Natur zu machen, wurde durch die positive Wissenschaft für die äußere wie die innere Natur realisiert. Doch je mehr das Wirkliche als das Beherrschbare gesichert war, desto bedrohlicher wurde, was sich der Beherrschung entzog.

Betroffen wurde der Mensch davon zunächst und zumeist am eigenen Leibe. Der Leib, schon mit der Erfindung der Seele bei den Griechen auf problematische Weise zu dem geworden, was dem Menschen äußerlich ist - Kleid, Fahrzeug, Grab -, wird bei Descartes radikal getrennt von der Seele. Im Prozess der Aufklärung dann teilt er das Schicksal der Natur: er wird zugelassen, soweit er vernünftig ist, eine rational durchsichtige und steuerbare Maschine: als *res extensa*, Körper. Die Entdeckung des Körpers, als die wissenschaftliche Medizin ihren Siegeszug antritt, ist zugleich die radikalste Verdrängung des Leibes: die affektive Betroffenheit, leiblich gespürt, wird zur unheimlichen Anwandlung, zur Grille oder zum Krankheitssymptom. Die durch die Elimination des Leibes ortlos gewordenen Affekte werden der Seele aufgebürdet, wo sie, erneut als Bedrohung erfahren, der vernünftigen Ökonomie des Bewusstseins sich fügen müssen.

Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt. Die Kantische Konstruktion des aufgeklärten Subjekts enthält eine grausame Herkunftsgeschichte der Angst und Entbehrung. Der Zivilisationsprozess fällt mit einer Geschichte der Entsagung und der Trennung zusammen. Die Bestimmung und Hierarchisierung der menschlichen Vermögen - Verstand, Einbildungskraft, Begehrungsvermögen -, die Verteilung der energetischen Besetzungen, die Unterordnung der sinnlichen Wahrnehmungen unter den Verstand, das Verhältnis zwischen dem eigenen Leib und den Affekten, die Grenzziehungen zwischen Erkenntnis und Wahn, die Kontrollbeziehungen zwischen Moral und Trieb, die Modellierungen des Begehrens in den organisierten Räumen von Familie und Arbeit - all dies, was Bestimmungsstücke des vernünftigen Selbstseinkönnens zu sein scheinen, musste kollektiv und individuell durchgesetzt werden.

In dieser Perspektive ist die neuzeitliche Bewusstseinsphilosophie, als deren Höhepunkt die Philosophie Kants nach ihrer Exposition durch Descartes gelten kann, neu in den Blick zu nehmen. Sie erscheint dann als Geschichte einer grandiosen Selbstermächtigung, in der ein Emanzipationsprogramm zugleich mit einem Programm der Verdrängung ins Werk gesetzt wird.

Aufklärung trat an, um das Irrationale der Welt - Religion und Aberglauben, ständische Autoritäten und Ungleichheiten, irrlichternde Affekte und Naturzwänge - durch Kritik aufzulösen. Die Austreibung dieses Irrationalen konstituiert zwar Vernunft, erwies sich aber zugleich als Verlust soziokultureller Selbstverständlichkeiten und des Zusammenhangs mit Natur, als Entfremdung vom eigenen Leib und Unterdrückung wertvoller Erfahrungsressourcen und Wissenstypen, vor allem aber auch als Vertreibung der Phantasie, der Leidenschaften und Triebe. Ist Vernunft das Medium der Gesundheit, so Krankheit Unvernunft; ist sie das Bild männlicher Beherrschtheit, so jene die Figur weiblichen Chaos; bildet sie sich als Kultur, verfällt jene der Natur; sichert sie sich im Wissen, schwärmt jene im Wahn. Immer wirkt in solchen Dichotomien Macht. Die Demarkierungsprozesse setzen das, als was Vernunft sich nicht versteht, als das Inferiore, das in Regie, an die Kandare oder unter Verschluss genommen werden muss. Der Preis für den historischen Aufbau eines gepanzerten Selbst ist folglich die Erzeugung neuer Räume des Unbewussten, eines „inneren Auslands“ (Freud), das ununterbrochen mit hohem Energieaufwand bewacht werden muss. Die Auszeichnung der Vernunft als eigentlich Menschliches und zugleich Gottesebenbildliches wird zum Akt der Herrschaft, der Selbstbeherrschung und Naturbeherrschung zugleich. Zwischen Vernunft und der von ihr beherrschten inneren und äußeren Natur besteht eine Angstspannung. Diese wird im vernunftorientierten Selbstbewusstsein und erst recht im philosophischen Diskurs verleugnet.

Setzt sich Vernunft in ihrer Gründungsgeschichte dem Wahn entgegen, so ist nach Freud der Wahnsinn der Vernunft zu reflektieren. Die absolute Souveränität der (endlichen) Vernunft ist ein Scheinerzeugnis um den Preis des Vergessens ihrer Herkunft und bleibenden Angewiesenheit auf Natur und Leib, auf Einbildungskraft und Begehren. Aufstieg und Sieg der Vernunft ist zugleich die Geschichte der Unterwerfung der Natur im Weib und des Weiblichen in Natur.

Aus dieser Perspektive erscheint der Charakter des Vernunftsubjekts, der von Kant paradigmatisch für die Geschichte der Rationalitätsentwicklung resümiert wird, als historische Unreife. Es gilt, den Weg zu einer neuen Souveränität zu bahnen, einem praktischen Selbstverständnis des Menschen, das nicht mehr durch Herrschaft geprägt ist. Zu einem Selbstverständnis der Vernunft, die weiß, dass sie nicht das Ganze ist. Die Anerkennung des Anderen der Vernunft muss ihre Realisierung in der Entwicklung neuer, angstfreier Umgangsformen mit der Natur, dem Leib, der Phantasie finden, in einer neuen Kultur. Gegen die Herrschaft der Vernunftphilosophie, der wissenschaftlichen Rationalität und der technisierten Lebensform muss diese Kultur durch eine neue Philosophie der Natur, des Leibes und der Phantasie vorbereitet werden, eine Philosophie, die selbstkritisch allein der Reintegration der ganzen Wirklichkeit in kommunikative Vernunft dient.

Gerade auch die Sinne gehören seit der Aufklärung zu den Stiefkindern und Straßenkindern und waren angesiedelt im Schattenreich der Anthropologie. Der Mensch aber ist zutiefst Sinnenwesen. Heute ist nicht Biologisches problematisch, sondern die kulturelle Bedeutung der Sinne. Während, wie geschildert, der Prozess der Zivilisation von einer kontinuierlichen Bemühung um Distanzierung und Sublimation der sinnlichen Antriebsphäre des Menschen geprägt war, bedarf es nun einer gravierenden Änderung an der „Lage der Sinne“. Zumindest braucht es eine Balance zwischen Sinnen-Kontrolle und Sinnen-Freigabe. Denn die Sinne können mehr lehren, als wir gemeinhin denken. Sie sind viel mehr als bloße offene Pforten, Gleise, Transporteure von Wahrnehmung, Eindruck, Vorstellung, Lieferant von Informationen für einen anderswo gelagerten und wesensverschiedenen Geist.

(So weit im Anschluss v.a. an Böhme/Böhme, Das Andere der Vernunft, Frankfurt 1983 und weitere Auflagen.)

Vielleicht vermag uns die Kunst am besten zu lehren, was es mit den Sinnen auf sich hat. (dazu Zitate Portmann, Biologie des Geistes, S.308 u. 301).

Sinne gelten als Wahrnehmungsorgane. Für wahr nehmen geschieht vermeintlich als bewusster Akt, ebenso wie das Denken. In der Tat ist der Wahrnehmungsakt, wie das Wort sagt, eine Aktivität. Aber unabhängig davon geschieht es uns, dass Welt uns zukommt. Und so wie hier Anteilnahme ohne Bewusstheit möglich ist, so gibt es auch eine Form des Denkens, die nicht zielgerichtet ist: das Sinnieren oder Sinnen oder auch die Besinnlichkeit. Sinnend sind wir gerade nicht auf etwas (aus)gerichtet. Es ist keine Konzentration am Werk. Dennoch erschließt das Sinnen Bedeutungszusammenhänge im Wirklichen, die anders nicht erkannt werden können. Dass dafür der Ausdruck Sinnen bereit steht und den Sinn mit der Sinnlichkeit verbindet, ist kein sprachgeschichtlicher Zufall. Und der Leib als Inbegriff eines individuellen Sinnes- und Sinnenwesens birgt eine wohl größere Weisheit und ein umfangreicheres Wissen als es das Tagesbewusstsein für möglich hält. Es ist richtig, wenn gesagt wird, den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Achtsamkeit und Aufmerksamkeit brauchen wir nicht nur im unmittelbaren Kontakt mit den Dingen durch Fokussierung auf einen ausgewählten Bezirk, sondern auch im Verhältnis zu unserer inneren Welt und Zuständlichkeit, in der sich „Welten“ „spiegeln“. Wer sich stattdessen etwas in den Kopf setzt, verspielt die Möglichkeit des Merkens.

Ich möchte vor der Analyse der Gegebenheit der physischen und sozialen Wirklichkeit „in“ uns – vermittelt durch Sinne – zuerst etwas über die kulturelle Dimension der Sinne sagen und vor allem den Vergleich von Sehen und Hören als Beispiel für die Differenz im Weltbezug nehmen. Die Geistestätigkeiten, die sich im Bilden und vor allem in der Sprache als Medium äußern, könnten ihre Metaphern zwar von jedem Körpersinn nehmen. Wenn eine innere Verwandtschaft zwischen den betreffenden geistigen und sinnlichen Gegebenheiten besteht, leuchten sie unmittelbar ein. Aber nur im Zusammenhang mit dem Sehen hat sich eine umfängliche Metaphorik entwickelt. Seit es Philosophie gibt, hat man sich das Denken als ein Sehen vorgestellt und das Sehen gern als Modellfall der Wahrnehmung überhaupt und damit als Maßstab für die anderen Sinne genommen.

Das Sehen steht im Ruf, der kognitivste unserer Sinne zu sein¹. Komplexer erscheint die Einschätzung des Hörens und Sehens allenfalls in der Theologie. Weil der Glaube vom Hören kommt², und der Schöpfer zuerst sprach, damit etwas werde – etwa Licht – und hernach (erst) sah, dass es gut war, wird gemeinhin dem Hören ein Vorrang zugebilligt. Riechen und der Tastsinn kommen so gut wie nie zum Zug. Und dies, obgleich der Tastsinn die grundlegende Form des Selbstgefühls und allen Fühlens darstellt und darüber hinaus als Grundgestalt des Bewusstseins gelten darf. Denn das Fühlen ist immer reflexiv, nicht nur im „Sich fühlen“. Und man kann nichts wirklicher wissen als das, was man fühlt. Wer etwas erlebt, von dem es heißt, es sei zu schön um wahr zu sein, mag sich zwicken oder zwicken lassen, wenn Zweifel an der Echtheit des Erlebten bestehen. Während der Tastsinn immer gegenwärtig ist, weil sich alles immerzu irgendwie anfühlt, und damit der Grundsatz bestätigt wird, dass das am besten Bekannte zumeist das am wenigsten Gekannte ist, ist dem Riechsinn im Rahmen der Hominisation eine regelrechte Degradierung widerfahren. Für viele Säuger ist das Riechen der Leitsinn und erst mit der Aufrichtung des Menschen und der so ermöglichten Umschau verkümmerte der Riechsinn. Das ändert im Übrigen nichts daran, dass der dem Sehsinn verwandteste Sinn nicht grundlegende Funktionen vor allem im Bereich der Assoziationen, des Gedächtnisses und der Intuition behalten hätte. (Verwandt mit dem Sehen ist das Riechen kraft der Distanzierung, die allerdings keine „noble“ ist.) Das Riechen ist

¹ Verfiel eine Maus auf das Denken, versuchte sie wohl, ihre geistige Erkenntnis mit dem Geruchssinn zu verstehen, parallel zu der Vermutung des antiken Philosophen Xenophanes, menschengemachte Götter seien eben menschenähnlich, von Ochsen gemachte wären hingegen oxenähnlich und die Löwen bildeten sie vermutlich löwenähnlich.

² Am Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott (Joh1,3). Erst im Hellenismus wird der Logos mit dem Licht gleichgesetzt. Das Wort, das Fleisch wird, wird sichtbar und gesehen.

schnell. Die Nase ist das einzige Sinnesorgan, das seine Impulse direkt ins Gehirn leitet, ohne dass noch andere Nervenzellen vorgeschaltet wären. Duft gilt als die älteste Form der Kommunikation. Allerdings liegt, was zu riechen ist, „in der Luft“ und zwingt dazu, Witterung und Fährte aufzunehmen, die Duftquelle aufzusuchen. So aktiv sich Sinnlichkeit hier gestaltet, so passivisch erscheint das Riechen doch im Vergleich mit dem Sehen. – Übrigens möchte ich anmerken, dass Nietzsche (in MaM Nr.119) davon sprach, dass jedes Wort seinen Geruch habe. Er fährt fort: „Es gibt eine Harmonie und Disharmonie der Gerüche und also der Worte“.

Dass Weisheit sapientia heißt und dass dieses Wort von sapere = schmecken abgeleitet ist, sagte ich bereits. Erst durch die Urteilskraft, die unter den Geistesvermögen erst spät entdeckt wurde, kam der Geschmackssinn wieder zu Ehren. Kants „Kritik der Urteilskraft“ sollte ursprünglich „Kritik des Geschmacks“ heißen nach jenem intimsten, privatesten und individuellsten der Sinne. Dieser Sinn steht in gewisser Spannung zum Gesichtssinn mit dessen »nobler« Distanz. Während der Schmeckende etwas einverleiben muss, bleibt das Sichtbare außerhalb. Und es ist eine wirklich entscheidende Frage wie wir zu unserer Welt stehen: Sie unverwandelnd, aufnehmend, verkostend – oder in anständigem Abstand (durch- / über-) schauend. Zum Hauptproblem der »Kritik der Urteilskraft« wurde bei Kant die Frage, mit welchem Recht Aussagen der Urteilskraft allgemeine Zustimmung fordern bzw. wie Menschen, die sich zur Welt gleichsam einverleibend – also ganz subjektiv – verhalten, eine gemeinsame universale allgemein-gültige Wirklichkeit miteinander haben können.

Auch was den Unterschied von Sehen und Hören betrifft, formuliert Kant brillant: „Nicht-sehen trennt den Menschen von den Dingen. Nicht-hören trennt den Menschen vom Menschen.“ Oder: „Das Auge führt den Menschen in die Welt. Durch das Ohr kommt die Welt zum Menschen.“ Von Jacob Grimm stammt die Feststellung: »das auge ist ein herr, das ohr ein knecht, jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf, was ihm zugeführt wird.“

Das Auge, das Sehorgan, ist aktiver als das Ohr; es nimmt nicht nur auf, sondern spricht gewissermaßen, sendet Signale aus. So redet man ja von traurigen Augen, strahlenden Augen, wachen Augen, verliebten Augen. Dass man die Ohren steif hält oder hängen lässt, ist dagegen bloß eine Redensart im Ausgang von Tierbeobachtungen. Und wenn man von keuschen Ohren, zarten Ohren usw. spricht, bleibt eines doch unübersehbar: die Ohren selbst bleiben sich dabei gleich.

Wenn man sagt, jemand sei verliebt bis über beide Ohren, dann ist die Liebe gerade nicht in und bei den Ohren lokalisiert; im »Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten« steht erklärend und nicht ohne unfreiwillige Komik: „Der ursprüngliche Realbereich der Redensart geht wahrscheinlich von einem Ertrinkenden oder im Sumpf Versinkenden aus“.

Große Ohren hat man oder hat man nicht. Große Augen dagegen kann man machen. Man kann sie aufsperrn in Verwunderung oder Neugier, und man kann sie bis zu einem gewissen Grad künstlich herstellen mit entsprechenden Tröpfchen wie Belladonna. Von Ohrentropfen werden die Ohren weder größer noch schöner. Der vielleicht wichtigste Unterschied ist: Die Augen kann man schließen, die Ohren nicht. Jedenfalls physisch. Natürlich, man kann sich weisen Worten ebenso verschließen wie man die Augen vor den Tatsachen verschließen kann. So sagt ja auch das Sprichwort: „Wer nicht hören will, muss fühlen. Sloterdijk witzelte einmal: „Wer nicht hören kann, lässt fühlen.“ Watzlawicks Grundaxiom der Kommunikation variierend, könnte man aber auch sagen: Man kann nicht nicht hören. Dafür fällt es umso schwerer, wirklich zuzuhören.

In unserer Kultur, die den Logos, den geformten Gedanken, und nicht die Stimmung und das schallende Wort der Anrede für den Raum des Geistigen hält, folgt dem An- und Zuhören erst noch das innere Übersetzen, bis man über das Gesagte im Bilde ist. Ist aber damit nicht bereits ein Moment der Kommunikation gefährdet? Denn bei der Betrachtung gibt es kein Kommunizieren. *Communio* braucht gewissermaßen den Mund und unter Umständen das Ohr. Mund und Ohren gehören in diesem Fall zusammen, während das Augenpaar absolut zu herrschen vermag ... Anders gesagt: Auge des Betrachters und Gegenstand der Betrachtung genügen sich. Betrachten kann man in Einsamkeit. Das Hören braucht den Sprecher. Hören führt zum Menschen. Sehend geschieht keine Interaktion, aber im Sprechen vor Hörern, und zwar gerade durch die Hörer als Hörer. Linda Dégh, die eingehende Beobachtungen in traditionellen ungarischen Erzählgemeinschaften angestellt hat, schreibt: „Oft wirkt die kleinste Bewegung der Zuhörerschaft auf den Erzähler ein, auf die Gestaltung seines Märchens. Sie kann ihm helfen, aber sie kann ihm ebenso gut eine gerade entstehende neue Variante zerstören. Das Märchen wird schöner und farbiger, wenn der Erzähler fühlt, dass die Zuhörer mit ihm zusammen die einzelnen Momente durchleben: Je vollkommener die Kooperation der Zuhörerschaft ist, desto besser wird das Märchen des Erzählers.“

Zuhören bedeutet soziale Zuwendung; Rudolf Schenda spricht einmal von Lausch-Einheiten, wobei er das Wort analog zu Streicheleinheiten verwendet. Es ist gut, wenn die Hörerinnen und Hörer zeigen, dass sie ganz Ohr sind. Sie können das aber paradoxerweise nur, indem sie andere Organe zu Hilfe nehmen. Dass man die Ohren spitzt, kann man womöglich besser mit den Augen demonstrieren, durch aufmerksame, gebannte Blicke. Im Zwiegespräch sehen wirklich gute Zuhörer allerdings an den Sprechenden vorbei, lassen die Töne seitlich ins Ohr dringen, was der Ausrichtung der Ohren entspricht. Die Augen gehen dann zum Beispiel schräg nach oben in den Raum. Die Aufmerksamkeit kann so mit der Haltung zum Ausdruck gebracht werden, durch Kopfnicken, durch begleitende Gesten von Armen und Händen, aber natürlich auch mit der Sprache, durch Einwürfe, Kommentare, Ausrufe. (Ich hätte nichts einzuwenden, wenn jemand während des Vortrags einem Aha-Erlebnis stimmlich Ausdruck gibt und ausruft: „Ja – genau!“.)

Die Tatsache, dass das Hören auch ein Sprechen verlangt und das Sprechen einen Hörer, dies bekräftigt also das Dialogische. Denken – ist das nun ein Geschäft der Einsamkeit? Und ist das der Grund, weshalb die Denker das Sehen dem Hören vorgezogen haben? Beim Stichwort Sehen denkt jeder sogleich ans Auge. Aber bei Hören nicht schon ans Ohr. Und noch weniger übrigens beim Stichwort Sprechen an den Mund. Die Aufforderung: „Hör mal zu!“ ist von stärkeren Erwartungen geprägt als „Schau mal her!“. Vom Zuhörenden erhofft man Einverständnis zumindest: Verständnis. Und: Was wir hören, hören wir nicht nur heraus, sondern oft auch hinein. Beim Schauen ist das nicht so leicht. Etwas bloß gehört zu haben gilt weniger, als es mit den eigenen Augen gesehen zu haben, wenngleich gesagt wird: das Auge schätzt, das Ohr misst.

Hermann Bausinger nannte einmal die durchschnittliche Herabsetzung und Wertminderung des Ohrs eine Art Des-ohr-ientierung. Bedeutung finden meint: sich orientieren, diesmal ohne „h“ geschrieben. Und die gelingt eher (?) in der Ausrichtung am Sichtbaren des Lichts. Das Ohr als Organ erfreut sich eben sehr viel unmittelbarer an Tönen und Klängen diesseits der Aufladung mit spezifischen Bedeutungen – allerdings leidet es auf der anderen Seite auch sehr viel direkter unter anderen Tönen und Geräuschen³.

³ Musik und Lärm: Es ist sicher sinnvoll, eine Unterscheidung zwischen Tönen und Geräuschen zu versuchen; aber ob eine solche Unterscheidung eine große Reichweite hat und praktikabel ist, ist eine andere Frage. Der Ton, so heißt es in einer eben erschienenen philosophischen Untersuchung zur Sinneswahrnehmung, ist durch regelmäßige Schwingungen charakterisiert, das Geräusch durch unregelmäßige Schwingungen. Dies ist zunächst neutral definiert; aber die Verlängerung in akzentuierte Wertbegriffe liegt nahe: Töne sind das Bauelement der Musik, Geräusche steigern sich zum Lärm.

Dass Hören und Sehen aber auch zusammengehören und sich bei unserer Untersuchung gleichsam gegen den Rest der Körpersinne nach vorne drängen müssen, wurde von Hegel auf geniale Weise verstanden. Demnach erfahren wir unser Sein als „Schwere“ und „Wärme“ im Gefühl – sagen wir Lebensgefühl, also im Grundgefühl, überhaupt da zu sein. Wirklichkeit wird als Widerstand gefühlt. Gefühl ist das Elementarste. Geruch und Geschmack bilden nach Hegel den Sinn für den Gegensatz, Gesicht und Gehör schließlich den Sinn der „Idealität“. Hegel konstatiert also die Dreiheit der Begriffsmomente Einzelheit, Besonderheit und Allgemeinheit – Einzelheit im Gefühl, Besonderheit in Geruch und im Geschmack (über den sich bekanntlich nicht streiten lässt) und Allgemeinheit im Sehen und Hören.

Auf der Stufe des Riechens und Schmeckens beginnt nach Hegel die Wirklichkeitsbemächtigung. „Während das Gefühl der Sinn des gleichgültigen Daseins der Dinge ist, so sind Geruch und Geschmack die praktischen Sinne, deren Gegenstand das reale Sein der Dinge für Anderes ist, wodurch sie verzehrt werden.“

Auf der dritten Stufe nun geht dieser Prozess seinem Kulminationspunkt entgegen. Das Sehen bringt die Dinge zum Erscheinen und das Hören stattet den Menschen, bereits aufgrund des nach Innen gewendeten Organs, mit einer eigenen Innerlichkeit aus: „Im Licht manifestiert etwas sich nur unmittelbar als unmittelbares Dasein. Aber die Manifestation der Innerlichkeit, welche der Klang ist, ist die gesetzte, hervorgebrachte Manifestation der Innerlichkeit als Innerlichkeit. Im Sehen manifestiert sich das physische Selbst als räumliches, im Hören als zeitliches. Im Gehör hört der Gegenstand auf, ein Ding zu sein. Wir sehen mit zwei Augen dasselbe, weil sie dasselbe sehen, ihr Sehen am Gegenstand zu einem Sehen machen, wie viele Pfeile nur einen Punkt treffen“. Und es folgt der folgeschwere Satz: „Eben durch die Einheit der Richtung ist die Verschiedenheit des Empfindens aufgehoben.“ Das Sehen erweist sich als der Sinn des Identifizierens.

Nun geschieht im Hören etwas Gegenläufiges: Das Hören hat keine exterritoriale Ausrichtung, sondern eine interterritoriale Tendenz: Die Welt wird gleichsam verinnerlicht oder introjiziert, aber anders als im Schmecken, ohne dass sie angefasst oder » verzehrt« werden müsste. Aus diesem Grund ist auch das Hören »Idealität«, aber innere, klanglich manifestierte. Das hörende Selbst gewinnt hier eine zeitliche Identität. In einem gewissen Sinne ist diese sogar unausweichlicher als alle über den Gesichtssinn gewonnene Identität – „Ton dringt ein, ohne Abstand“ schreibt Plessner äußerst präzise.

Es leuchtet ein, dass nur in der wechselseitigen Verschränkung von Sehen und Hören Identität im emphatischen Sinne des Wortes möglich wird: Ein Wesen, das nur sehen und nicht hören kann, lebt unter der Bedrohung, auf einen Punkt, auf einen Augenblick, auf die kalte Gegenwart des Sehens zurückgeworfen zu werden, während ein nur hörendes Wesen mangels räumlicher Identifikation in der Zeit zu zerfließen droht. Was aber besonderer Hervorhebung bedarf, ist Hegels Hinweis, dass mit der Einheit des Sehens - und insofern mit der Idealität des Sehens – „die Verschiedenheit des Empfindens“ aufgehoben sei. Mit anderen Worten, die Idealisierung wird bewerkstelligt um den Preis einer Uniformisierung der Welt. Die Abstrahierfähigkeit als notwendiges Vermögen im Zuge der Begriffsbildung, besteht gerade darin, die Verschiedenheit der Merkmale auszusondern. Die »wilde Wahrnehmung« (Merleau Ponty) des Fühlens, des Riechens und Schmeckens wird diszipliniert und der Ordnung des Allgemeinen unterworfen.

Aber gerade diese Idealisierung hat Hegel nicht im Sinn. Die Bemerkung, es bei den fünf Momenten der Sinne mit den Begriffsmomenten selbst zu tun zu haben, bedeutet, dass bei aller gehaltvollen Erkenntnis der Welt alle Sinne gleichermaßen involviert sind. »Die Hauptsache ist«, schreibt Hegel, »dass die Sinne als vernünftige eine Totalität machen.« Wie schon gesagt, das Hören und das Sehen

weisen eine eigene Dignität auf. Als »Sinn[e] des Gehirns« scheinen sie einen besonderen, subtilen, transparent-gegenwärtigen Selbstbezug zu ermöglichen. Bei ihnen »bezieht sich der Sinn auf sich selbst«. Aber sie bleiben leer und abstrakt ohne die »Totalität« aller Sinne. Es sei auch noch ausdrücklich vermerkt, dass Hegel das Selbst des Menschen (und auch des Tieres!) in purer und sinnlicher Manifestation der Stimme zuordnet. Die Stimme ist »das tätige Gehör«, also die tätige Innerlichkeit. Sie ist »das reine Selbst, das sich als Allgemeines setzt, Schmerz, Begierde, Freude, Zufriedenheit ausdrückt. «

Das heißt aber, dass dann, wenn die Innerlichkeit des Hörens, jene höchste Stufe der Idealität, selbst Klang und Fleisch wird, die ganze Schwere des Fühlens zurückkehrt. Die Stufen der Sinne bilden nun eine Schleife, einen Kreis. Im Klang wird die Welt wieder ganz, im Singen scheint der Mensch seine Ganzheit für einige Momente wiedergefunden zu haben.

Blickt man jedoch auf die Geschichte der Epistemologie zurück, dann drängt sich der Eindruck auf, dass von diesem Sinnenkreis wenig übriggeblieben ist. In erster Instanz stellt das „Sehen“ jenen Sinn dar, der in aller abendländischen Erkenntnistheorie ein nicht wegzudenkendes Privileg besitzt. Das »Sehen« und das »Licht« sind die herausragenden Erkenntnismetaphern schlechthin. Für diese Ausrichtung hat Ernst Tugendhat das Prädikat »okulär«, also am Auge orientiert, geprägt. Obwohl Erkennen ein pan-sensueller Akt ist, verwenden wir für die Fundierung dieses Aktes eine Metapher, nämlich die des Sehens, wodurch der rein mentale Charakter des Vorgangs angedeutet wird. Wir nehmen das Sehen buchstäblich und zugleich im Sinne einer Übertragung.

Bleiben wir bei den Differenzen von Sehen und Hören. Das Ansehen kann mehr als das Zuhören beschämen. Scham hat ja mit dem Verlust von Ansehen in einem übertragenen Sinn zu tun; Gesichtsverlust auf der einen Seite, liebloses Durchschauen auf der anderen. Dem Blick eines anderen ausgesetzt zu sein, kann sehr irritieren. Unter Beobachtung stehen kann verrückt machen. Wenn mir dagegen jemand zuhört und dann Einsprüche erhebt, bin ich in der Lage, das Gespräch fortzusetzen, mich zu behaupten. Wer beobachtet, erzeugt Abstand, wer hinhört, lässt sich ein und lässt den Redenden bei sich ein. Er vermittelt ganz anders als der Beschauende das Mitsein und Dazugehören. Wer sieht, hat Abstand, wer hört, ge-hört dazu. Das Auge hat Macht über die Oberfläche. Augen können hierhin und dorthin springen. Ohren müssen lernen, auf das acht zu haben, was anspricht. Acht auf etwas haben führt zur Achtung. Achtung haben reicht tiefer als Respekt oder Rücksichtnahme.

Es gibt den bösen Blick, aber nicht das böse Ohr. Stattdessen gibt es allerdings das Gerücht. Gerüchte haben ja nicht mit Gerüchen zu tun, auch wenn immer etwas zurückbleibt, was der Schwabe mit Gschmäcke ausdrücken kann. Gerücht kommt von Ruf und meinte wie Geschrei, Gerufe. In einem bestimmten „Geruch stehen“ bedeutet daher nicht schlecht riechen, sondern in einem bestimmten, eher problematischen Ruf zu stehen.

Blicke können verletzen, nicht so das Hören. Umgekehrt ist es leichter, wegzublicken als die Ohren zu schließen. Dies bedarf zumindest einer weit größeren willentlichen Anstrengung. Das Ohr verweist auf die Unverfügbarkeit und Flüchtigkeit in viel größerem Maß. Wer die Augen wieder öffnet, findet sich danach in der alten Umgebung. Wer wieder hinhört, kann nicht mehr als einen Nachhall dessen hören, was inzwischen ungehört blieb. Da die Zeit das Leben durchherrscht, gehört der Zeitbezug zur Lebendigkeit. Das Sehen gilt dem an sich zeitlosen Räumlichen. Sehen scheint zeitlos, Hören ist gebunden an die jeweilige Zeit und braucht auch viel Zeit. Schon bei Hegel bedachten wir soeben den Zusammenhang von Innerlichkeit und Zeitlichkeit. Hören bedeutet eine andere Qualität, die diesen Zeitaufwand des Lebendigen aber rechtfertigt: man tritt heraus aus der

Vordergründigkeit bloßer Ansicht. Nur durch die Zeit offenbart sich Innerlichkeit. Subjektivität wird niemals ansichtig ohne Geschichten.

Blicke können bohrend, stechend, eindringend sein. Die Verletzlichkeit des Leibes durch den fremden Blick kann ein Gedanke von Sartre erläutern: Im Blick des anderen bin ich Objekt. Ich habe es nicht in der Hand, durch personale Äußerungen wahrgenommen zu werden. Der Andere definiert mich und „führt den Tod meiner Möglichkeiten herbei.“ Mein Sein ist in meine sichtbare Außenseite verlegt. Dies gilt natürlich immer auch dort, wo jemand jemanden daraufhin bloß „abhört“, weil er dahinter kommen will, weshalb der andere sagt, was er sagt, jene abgründige Situation des institutionalisierten Misstrauens seit Nietzsche und Freud. (Die Psychologie des Verdachts ist eine tödliche Krankheit des Geistes.) Wer einen Verdacht hegt, wird sich keinem Anspruch mehr stellen, weil von vornherein feststeht, dass der Redende sich selbst nicht versteht oder gar verrückt ist.

In der vermeintlichen Erkenntnis durch einen anderen werde ich zu einem fixierten, festgenagelten Objekt. In religiöser Hinsicht darf man da durchaus an das Kreuzigen denken. Mir wird zugemutet, mich im Erkennen des Anderen wieder zu erkennen. Sartre meint, hier werde eine Seite an mir sichtbar, „die ich nicht gewollt habe, deren ich nicht Herr bin und die mir grundsätzlich entgeht, weil sie für den Anderen ist ... Ebenso ist die Scham das ursprüngliche Gefühl, mein Sein draußen zu haben, verstrickt in einem anderen Sein und als solches schutzlos ... Die reine Scham ist nicht das Gefühl, dieser oder jener tadelnswerte Gegenstand zu sein, sondern überhaupt ein Gegenstand zu sein, das heißt: mich in jenem degradierten, abhängigen, starr gewordenen Gegenstand, der ich für andere geworden bin, wieder zu erkennen.“ – Wie schon im Mittelalter gewusst worden war: das Auge ist Herr, das Ohr Knecht.

Sartre spricht hier natürlich nicht vom fragenden Blick, der den anderen sucht oder vom liebevollen und verständnisvollen Blick, der die Menschen bejaht und mit ihnen mitgeht, geschweige denn vom einander berührenden Blick zweier Liebender, die schlagartig das Einssein ineinander im Wechselblick erfassen mit Augen, die durchlassen, was von Person zu Person überhaupt transferiert werden kann. Von Hannah Arendt sagte Benno Wiese einmal, sie habe Augen gehabt, in denen man zu versinken drohte, ohne wieder emporzutauchen zu können. Das geschieht da, wo einer dem andern das Ohr leiht und man sich völlig versteht, nicht. Es geht hier um den gewöhnlich distanziert-neutralen, auch den diagnostischen, Blick, der beobachtet und feststellt. Das Auge ist hier nicht einfach Sinnesorgan, sondern "Träger des Blicks", wie Sartre sagt.

Blicken, so sagt der Kieler Philosoph Hermann Schmitz, ist „leibliche Kommunikation“. „Leibliche Kommunikation“ ist ein dehnbarer Ausdruck, den andere euphemistisch für gewalttätige Übergriffe, etwa Schlägereien gebrauchen. Aber der Blick kann eben ein solcher Übergriff sein, etwa ein sexuell belastender Blick. Der Gebrauch des Blicks ist Gift und Medizin in einem. Das Hören ist diskreter und taktvoller. Der Blick ist das primäre Medium der Herrschaft. Bereits von daher liegt etwas Unseliges auch in dem Ausdruck Visite. Ärztliche Visiten degradieren im Unterschied zu Gesprächen regelmäßig den Patienten. Zuhören können ist eine Gabe, die nur dann zum Zug kommen kann, wenn die Person selber dem anderen wahrhaft zugewandt ist. Daraus entsteht etwas, was man Eingelassenheit nennen könnte.

Die Debatte über das Sehen als metaphorisches Modell für das Erkennen muss heute freilich hinter die Diskussion der Probleme zurückgetreten, die sich aus der zunehmenden Visualisierung unserer Welt ergeben; denn die Bedeutung des Bildes wuchs nicht nur; es wuchert geradezu bis es durch die Entwicklung von Film, Fernsehen, Video, Werbung, Comics und Computer schließlich seine heutige überragende, aber auch zweischneidige Geltung erhielt. Gegen alle kulturkritischen Einwände will Norbert Wokart diese Lust am Sehen verteidigen; denn sie macht Erfahrungen möglich, die man

sich früher noch nicht einmal denken konnte, und immerhin bezieht selbst noch das Wort „Bildung“ seine begriffliche Legitimation von dieser Lust am Bild.

Man darf allerdings auch nicht übersehen, dass das Sehen mittlerweile für viele zur bedeutendsten Quelle ihrer Erfahrung wurde. Diese Beschränkung ist für sich selbst schon bedenklich, wird aber dadurch noch problematischer, dass das Sehen durch die Beschleunigung, mit der die Bilderwelten auf uns einstürzen, auch noch flüchtig wird. Die mentalen Auswirkungen dieses Prozesses können wir gegenwärtig zwar noch nicht ermessen, aber so viel kann man vermuten, dass das reflektierende Denken, das Nachdenken und Bedenken, bei dieser Entwicklung auf der Strecke bleiben dürfte; denn das Sehen ist rasch, das Denken aber lahm und es braucht seine Zeit. Es könnte daher sein, dass wir einmal zwar mehr sehen und genießen als früher, dass wir aber auch kaum noch etwas wissen und einsehen. Erreicht wäre dann, was Nietzsche in der Vorrede zum „Zarathustra“ schrieb: „Wir haben das Glück erfunden“ - sagen die letzten Menschen und blinzeln“. Ein müdes Blinzeln wäre alles, was dann noch vom Sehen bliebe.

Der Mensch ist das Wesen, das spricht. Aber zuvor ist er das Wesen, das Gestalt hat. Das Schönste dieser Gestalt ist das Gesicht. Das Gesicht entwickelte sich, um gesehen zu werden. Unsere Selbstentwürfe und unsere Bilder anderer sind überwiegend optischer Natur. Wenn wir an einen Menschen denken, stellen wir uns besonders sein Gesicht vor. Spannend ist es zu sehen, wie die Menschen, die nie gesehen haben, ihr Bild eines Charakters konstruieren. In seinem großartigen Buch „Über das Gesicht“ wandte sich Jonathan Cole an Menschen mit angeborener Blindheit. Er sagt:

„Man sollte meinen, sehende Menschen könnten sich ohne weiteres vorstellen, was es heißt, blind zu sein. Schließlich muss man dafür nur die Augen schließen. Aber halt, das ist eine enorme Vereinfachung, denn wenn sehende Menschen die Augen schließen, konstruieren sie die Welt immer noch optisch. Sie finden sich in einem Zimmer immer noch zurecht und wissen, wie ihre Partner aussehen. Das Sehen beherrscht nicht nur unsere Weltsicht, sondern auch unser Menschenbild, das zum großen Teil vom Aussehen und am meisten von den Gesichtern der Menschen geprägt ist.“

Der Sehverlust entfremdet. Wer Gesichter nicht mehr sehen kann, hat das Gefühl, nicht mehr mit den Menschen interagieren zu können, nicht mehr bei ihnen zu sein. Sein heißt wahrgenommen werden.

Noch tiefer verankert in der Naturgeschichte des Menschen und ein zentraler Punkt der Hominisation ist das Hörvermögen. Bereits beim Embryo - noch keinen Zentimeter groß, schon sieben oder acht Tage nach der Befruchtung - da sind bereits mikroskopisch kleine Ansätze zur Bildung von Ohren erkennbar. Und dann wachsen diese Ansätze unverhältnismäßig schnell, und viereinhalb Monate nach der Befruchtung ist das eigentliche Hörorgan, das so genannte Labyrinth mit der Cochlea, komplett fertig. Noch erstaunlicher ist, dass es gleich in seiner endgültigen Größe fertig ist. Wir alle wachsen, bis wir achtzehn oder neunzehn Jahre alt sind. Das Innenohr ist das einzige Organ, das seine endgültige Größe erreicht, lange bevor wir geboren werden. Wir müssen noch einmal so lange im Bauch der Mutter verbringen - noch weitere viereinhalb Monate -, und dennoch ist unser eigentliches Hörorgan fertig. Der Mensch will offenbar mit einer Zielstrebigkeit, die die Wissenschaftler immer wieder verblüfft, vor allem hören.

Gehen wir ans andere Ende unseres Lebens. Die moderne Sterbeforschung hat gezeigt: Wenn wir sterben - wenn alle unsere Sinne erlöschen, wenn wir vor lauter Schmerzen, die wir dann vielleicht

haben, schon lange nichts mehr fühlen können, schon längst die Augen geschlossen halten, schon nichts mehr schmecken und nichts mehr riechen, dann ist der Sinn, der bei der Mehrzahl der Menschen als letzter erlischt, der Hörsinn.

Deshalb immer wieder die Gleichung: Hören = Sein. Es ist doch bezeichnend, was das Wort »aufhören« zum Ausdruck bringt: Wenn wir mit irgendeiner Tätigkeit, die uns gerade beschäftigen mag, aufhören, dann verwenden wir dieses Nicht-mehr-hören: Dann hören wir auf, etwas zu tun, zu gehen, zu reden, zu leben, hören letztlich auf zu sein. Die andere Bedeutung: aufhören als aufhorchen! Mit besonderer Achtsamkeit und Bewusstheit hören. Aufhören ist Beginn und Schluss.

Gehen wir noch einmal zurück zum Embryo. Seltsamerweise kann es hohe Frequenzen sehr viel besser hören als tiefe. Es kann seinen Vater, zumal wenn er eine tiefe Stimme besitzt, nicht oder nur sehr undeutlich hören - selbst dann, wenn der Vater ganz nah bei der Mutter spricht. Es entwickelt die Fähigkeit, tiefe Frequenzen hören zu können, erst kurz vor der Geburt und auch dann behält es in seinem Innenohr dreimal so viele Haarzellen für hohe, also in weiblichen Lagen schwingende Frequenzen, wie Haarzellen für tiefe Schwingungen. Der Gehorsam gilt der Liebe der Mutter, denn was das Kind letztlich hören will, wenn es die Mutter hört, ist: Es will Liebe hören, will hören, dass es angenommen und erwartet wird und willkommen ist, dass es als Partner akzeptiert wird.

Es gibt eine große Nähe zwischen Hören und Lieben. Diese Erfahrung ist so elementar, dass sie nur den überraschen kann, der sie inzwischen verdrängt hat. Die Erfahrung lautet: Liebe kann man sehr viel leichter hören - und fühlen - als sehen. Was ist der Zusammenhang zwischen Fühlen und Hören? Ganz am Anfang, wenige Tage nach der Befruchtung der Eizelle, beginnt der Fötus, noch bevor er ein Embryo ist, die Organe des Ohres aus genau dem gleichen Ektoderm - der gleichen Zellschicht - zu bilden, aus der er seine Haut bildet. Die Haut fühlt, das Ohr hört. Es gibt also den Zusammenhang zwischen Fühlen und Hören, zwischen Haut und Ohr von Anfang an. Das kleine Wesen, dessen Leben gerade beginnt, möchte fühlen und macht aus Haut-Material Ohr-Material. Wir können das unser ganzes Leben lang beobachten, jeder Liebende weiß es: Fühlen intensiviert Hören. Das beginnt hier. In mancher Hinsicht tun wir das unser Leben lang - aus Haut-Material Ohr-Material machen - und natürlich auch aus Fühl-Material Hör-Material. Die alte Biologie hat noch gelehrt, wir hätten die größte Konzentration von Nervenendungen - also von Wahrnehmungsfülle und -dichte - in unseren Geschlechtsorganen. Inzwischen wissen wir: In unserem Innenohr gibt es dreimal so viele Nervenzellen und -endungen wie in unseren Geschlechtsorganen. Dort also hat die Evolution unsere dichteste Wahrnehmungsfülle - damit auch Lustfülle! - angesiedelt. Auch das wieder weiß die Sprache. Englisch to listen = hören kommt aus der gleichen Sprachwurzel wie das englische und deutsche Wort Lust. Im Schwyzerdütsch und Alemannischen gibt es den Zusammenhang immer noch: Hören heißt dort losen, ein Wort, das in verschiedenen Abwandlungen auch in einzelnen Gegenden Österreichs (Vorarlberg, Steiermark etc.) noch gebräuchlich ist; bis zur Zeit des Mittelhochdeutschen wurde es im ganzen deutschen Sprachraum verwendet.

Bei der Überlegenheit dieses Organs in jedem denkbaren Parameter wird deutlich, wie sehr wir die Gewichtungen verrutschen ließen, als wir begannen, unseren Sehsinn so grundsätzlich über den Hörsinn zu stellen. Kein Zweifel, die Mehrheit der westlichen Menschheit würde es für viel schlimmer halten, blind zur Welt zu kommen als taub. Jeder Arzt, jeder Physiologe, jeder Verhaltensforscher weiß: Das Gegenteil ist richtig. Weil unser Ohr mehr wahrnimmt - und dieses Mehr auch genauer.

Oliver Sacks in seinem schönen Buch über die Tauben: „Gehörlos zur Welt zu kommen ist unendlich viel schlimmer, als blind geboren zu werden ... Nur mittels der Sprache können wir uns das Menschsein und die menschliche Kultur wirklich aneignen, frei mit unseren Mitmenschen kommunizieren und Informationen aufnehmen und weitergeben. Sind wir dazu nicht in der Lage, so sind wir ... auf bizarre Weise verkrüppelt und abgeschnitten; ja wir können unsere intellektuellen Fähigkeiten möglicherweise in so geringem Maße umsetzen, dass wir den Eindruck geistig Behinderter machen.“

Bahnen wir nicht auch mit der Überschätzung unseres Seh- und der Unterschätzung unseres Hörsinnes jenen Zustand an, auf den die moderne Gesellschaft zusteuert - den der Entfremdetheit, des Abgeschnittenseins, des Getrennt- und Isoliert-Seins? Der Kommunikation allenfalls noch über den Bildschirm - mit Maschinen statt mit Menschen?

Nach diesen Überlegungen zur Eigenart der Sinne nun zu

Aufmerksamkeit - Wahrnehmung - Intuition

Zunächst Begriffliches: Aufmerksamkeit ist als Begriff seit dem 17. Jhdt. vorhanden. Es ist zu beachten, dass der Umfang des Bewusstseins weiter ist als der des aufmerksam Bewussten. Ohne Aufmerksamkeit gäbe es einen Strom des Bewusstseins in Gleichförmigkeit. Aufmerksam sind wir demnach nicht auf die Dinge selbst, sondern auf ihre Gegebenheit im Bewusstsein. Zugleich aber lebt der Bewusstseinsstrom von der Wahrnehmung dessen, was je nach dem Grad der Aufmerksamkeit zugespielt wurde. Man muss daher zumindest folgende Aspekte unterscheiden:

1. die aktive Aufmerksamkeit der Konzentration (Modell „Sehen“),
2. die unwillkürlich passive der Faszination (Modell „Schmecken u. Riechen“) und das „Scanning“ bzw. Aufmerksamkeit in der Schweben mit ihrer Entsprechung zur Intuition sowie
3. die Achtsamkeit in Sinnesgegenwart (Modelle „Fühlen“ und „Hören“). Im Folgenden nenne ich Aufmerksamkeit nur letztere. Die erstgenannte konzentrierte Weise nenne ich Wahrnehmung.

Aufmerksamkeit im weitesten Sinne legt sich für mich in die drei Weisen auseinander, die auch zeitbezüglich erscheinen und in nachstehender Tabelle etwas systematisiert entfaltet werden:

Achtsamkeit im Jetzt	Merken im Kontext des Gewesenen (nicht Vergangenen) (Kein Geist ohne „Dauer“)	Ahnung in der Aufmerksamkeit für das Mögliche und Kommende
Sinnesgegenwart (Bewusstheit B: Offenheit)	Geistesgegenwart (Gedächtnis – Ver-sammlung des Denkens) (Bewusstheit A: Gegenstands-)	„Sorge“ als „Gedächtnis der Zukunft“
Eingelassenheit Verweis auf „Fühlen, Hören“	Wahrnehmung: Identifizierung, Dauer, Verweis auf „Sehen“	Intuition („Witterung“) Verweis auf „Schmecken, Riechen“
aufnehmen, empfinden, verstehen	erkennen, ent-decken, wissen, einsehen	(unbewusst) bewerten
achten (hingegen) oder be-achten (Ab-„sicht“)		schätzen, einschätzen
aufmerken „hellhörig“	merken, bemerken Augenmerk, dennoch nur Oberfläche, Erscheinen.	vor(aus)-merken
	Konzept, Wort (das immer Antwort ist)	inneres Bild (Sichtbarkeit des Unsichtbaren) schaffen, Bilden
sinnen	denken	ahnen, erahnen
einfach	reflex / komplex	Reduziert
unmittelbare Teilhabe an den Dingen		Ein-fall am qualitativen Ur-teil orientiert
Lust/Schmerz: Sprache der Natur		Eindrücke mit Vorgeschmack vergleichen und blitzschnell urteilen
keine Konzentration – es sei denn Sammlung gegen die Zerstreuung	höchste Konzentration Sammlung und Synthesis	keine Konzentration bei Sicherheit des Gespürs

Das *Bewusstsein* bietet Ausschnitte der Wirklichkeit, mit der die Sinne kommunizieren. Aber die Sinne ihrerseits organisieren sinnliche Erfahrung als Wahrnehmung durch Vorgaben des Bewusstseins. Zusammengefügt werden diese Ausschnitte auf der unbewussten Ebene, die dann dem bewussten Denken Produkte dieser Integration in Form von Intuitionen zur Verfügung stellt. Wie Intuition funktioniert, ist weitgehend unbekannt. Es ist zu vermuten, dass jenseits der relativen Schwerfälligkeit inhaltlicher oder logischer Zusammenhänge über Ähnlichkeiten spontan Bezüge zwischen Wirklichkeitsebenen und -erfahrungen hergestellt werden. So ist z.B. bekannt, dass Menschen bereits in den ersten Sekunden einer Begegnung intuitive Bilder übereinander haben. Dabei bleibt offen, über wen diese Bilder etwas erzählen. Sie können über einen selbst, über die

anderen, über Vorhandenes oder Mögliches, über aktuell Bedeutsames oder Unwichtiges erzählen. (B. Schmid)

Hamann: "Ehe unsere Empfindungen Richter sein sollen, müssen sie vorher einer sehr großen Prüfung unterzogen werden. Halten sie diese aus, so verdienen sie zu herrschen - und Gedanken, die wie Engel aussehen, müssen ihr Urteil anerkennen."

Intuitionen tragen also - im Guten wie im Schlechten - zur schnellen Orientierung in Begegnungen entscheidend bei. Normalerweise bemerken wir nur ahnungsweiße oder erst spät, durch welche Intuitionen wir in unserem Handeln geleitet wurden. Wir merken auch häufig nicht, dass wir durch unser intuitives Urteil und entsprechendem Handeln eine entsprechende Wirklichkeit hervorrufen. In der Intuition ist Stimmigkeit gegeben, die aber durchaus ihrer nachträglichen Überprüfung bedarf. Der Vernunft als dem Vermögen der Rechtfertigung ist auch die Intuition verpflichtet. Aber sie ist dann im Zusammenhang kompatibel mit der Vernunft bzw. bildet so ein Moment der höheren Vernunft, entsprechend der Weisheit des Leibes.

Die Aufmerksamkeit einer Person ist interessegeleitet und mitbestimmt von ihrem „Ordo amoris“.

Im Mittelteil des Referates war ein Lob des Hörens zu vernehmen. Aber auch beim Hören kann es sein, dass der Wahrnehmende etwas oder jemand anderem ausgeliefert ist. Das ist der Grund, warum im Deutschen von »hören« eine ganze Reihe von Wörtern abgeleitet sind, die eine Unfreiheit bezeichnen: »gehorschen«, »hörig«, »gehören«. Folgendes soll zur Warnung gesagt werden:

„Wenn ein Ausländer unser Universitätswesen kennen lernen will, so fragt er zuerst mit Nachdruck: „Wie hängt bei euch der Student mit der Universität zusammen?“ Wir antworten: »Durch das Ohr. Als Hörer.« Der Ausländer erstaunt. »Nur durch das Ohr?“ fragt er nochmals. »Nur durch das Ohr«, antworten wir. „Der Student hört. Sehr häufig schreibt der Student zugleich, während er hört. Dies sind die Momente, an denen er an der Nabelschnur der Universität hängt. Er kann sich wählen, was er hören will, er braucht nicht zu glauben, was er hört, er kann das Ohr schließen, wenn er nicht hören mag der Lehrer aber spricht zu diesen hörenden Studenten, häufig liest der Professor, während er spricht, ein redender Mund und sehr viele Ohren, mit halb so viel schreibenden Händen -, das ist der äußerliche akademische Apparat, das ist die in Tätigkeit gesetzte Bildungsmaschine der Universität.« (Trabant)

Nicht zuletzt am Beispiel des Hörsaals offenbart Nietzsche eine fatale Verbindung zwischen Beschallung und Beherrschung, zwischen Hören und Herrschen. Es ist also an der Zeit, eine bereits genannte Spielart des Hörens zur Geltung zu bringen. In der Wortfamilie hören gibt es ein etwas aus der Art schlagendes Mitglied, die mehrdeutige Vokabel aufhören, die wir schon bedacht hatten. Nicht selten führt sie auch zu großer Erleichterung. So höre ich hier auf.

[Arbeits-Manuskript nur zum persönlichen Gebrauch – entspricht nicht den Standards wissenschaftlicher Veröffentlichungen bzgl. Zitation und gilt nicht als „Veröffentlichung“ mit urheberrechtlichen Ansprüchen. Rechtlich verantwortlich für die Darbietung im Internet ist nicht der Autor.]

Autor: Thomas Gutknecht
Quelle: isb